

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1914**

163 (17.7.1914) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 53

Dunkelrot vor Horn fährt er den weidlichen, der nie etwas über die Eigenart des Grafen gehört hat, polternd an:  
 „Dunnetz! nicht noch emol! Da nehmen Sie od schnell die Beene in die Hand und machen Sie Trab, daß Sie weiter kumml! A fu a tummes Ruhder, wo sie nicht emol beim Kommiß hon brauchen kumnt, doas konn ich oo nicht brauchen.“

Als der Abgewiesene fassungslos und vergeblich nach einer Entgegnung sucht, glaubt der Graf, er warte nur noch auf die übliche Reifeentschädigung. Raich schlägt er im Kursbuch nach, rechnet einen Moment und wirft dann dem Verdächtigten genau abgezählt den Fahrpreis vierter Klasse auf den Tisch, einfache Fahrt.

Die neue Beleidigung erregt den Vermissten sichtbar aufs höchste. Da donnert der Graf weitend aufs neue los:  
 „Doas is Ihnen wohl zu wenig? Sie wollen doch nicht etwas in der dritten Klasse fahren? Wenns nach mir ginge, dürften all die vaterlandslosen Kerle, die nicht Soldat gewesen sind, überhaupt keine Staatsbahn benutzen; in dringendem Notfalle höchstens emol im Viehwagen, Dunnetz! nicht noch emol!“  
 Da endlich „wendet sich der Gast mit Grausen“.

**Allerlei.**

**Herzog beim Welfenfleischen.** Eine patriotische Kundgebung der Bauernschaft seines Landes, an die er denken wird, hat jüngst der Herzog von Altenburg mit seiner Frau über sich ergehen lassen. Er machte nach beliebigem Muster eine Landbesuche und suchte sich recht volkstümlich zu geben. Zu den kuriosen Dingen, welche er zu diesem guten Zwecke auf sich nahm, gehörte, wie ein altenburgischer Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung“ schreibt, auch ein herzogliches Welfenfleischen gelegentlich eines ländlichen Schlachtfestes, das in Nordthüringen an der altenburgisch-sächsischen Grenze ein guter Patriot veranstaltet hatte. Mit großen weißen Schlächterschürzen, die auch dem Herzogspaar umgebunden wurden, schenkte sich die vielen Teilnehmer an die Tafel, deren Freuden der Gemeinbestenke mit dem wunderwollen Schlachtfestesschmeck eröffnete.

Herz, lehre unscheidenheit,  
 Wenn ich mich seh zu Tisch,  
 Und bist, daß ich zu jeder Zeit  
 Das größte Stück erwische.

Der Gastgeber überreichte den Prinzen und Prinzessinnen ein Angebinde vom Schweineschlachten mit folgenden Worten: „Wie das Ringelischmägen des geschlachteten Schweines sich in endloser Rundung über die Gaben des Schorbis erhebt, in so unendlicher Treue halte die Bauernschaft zum Herrscherhause, und das die Ende, mit dem das Schwanzchen an dem Körper hänge, bedeute für ihn, daß auch Seine Hoheit der gesamten Bauernschaft sein Wohlwollen nicht entziehen werde.“ Noch lange wird das Herzogspaar an das Essen und an den kuriosen Spruch denken, der über dem Eingang zum Gute mit dem Wilde eines delikaten Schweines prangte:  
 Du greckste Sau, dich upferd garn  
 Die Liebe zu dem Landesbarn!

**Für unsere Frauen.**

**Butter aus Menschenmilch.**

Unser Budapestter Bruderorgan „Volkstimme“ weiß eine grauenhafte Mitteilung zu machen, die herzerregend und selbst für die verrotteten Zustände in Ungarn gerabegu beispiellos ist. Der Waramaroschiger Stadtphysikus hielt auf dem Lebensmittelmärkte eine Inspektion und konstatierte bei einer Rutenmilch Butter, deren Farbe und Geruch nach verdächtig war. Die chemische Untersuchung führte zu der überraschenden Entdeckung, daß die Butter aus mit Milch gemischter menschlicher Muttermilch hergestellt sei! Die arme Frau wurde wegen Lebensmittelfälschung zur Verantwortung gezogen und sagte:  
 „Wir hungern und darben da oben in den Bergen . . . Mein Kindlein starb, es war acht Tage alt . . . Milch hatte ich im Ueberfluß, ich dachte, es wäre schade darum, es ist ja gute Muttermilch . . . Ich mischte sie mit Kuhmilch, es gab gute Butter! . . . Ich habe solche schon oft verkauft. Man will ja leben . . .“

Der Polizeihauptmann war ergriffen, er mußte aber die Frau dennoch berurteilen, damit die übrigen, im Elend lebenden ruffähigen Mütter ihr Beispiel nicht befolgen. Die Frau

war aus ihrer eigenen Welt täglich bloß für etwa 20-30 Heller Butter machen können — nur in furchtbarester Not konnte sie zu diesem Ausweg kommen.

Die bürgerliche Welt aber opfert hunderte Millionen dem mimmerfatten Militarismus, während Proletarierfrauen ihr Muttermilch verkaufen müssen!

**Kleine Nachrichten.**

**Geburten im Dämmerichlaf.** Die furchtbaren Schmerzen, die die Frauen bei der Geburt ihrer Kinder auszubalden haben, sind nicht eine physiologische Notwendigkeit. Den Beweis für diese Behauptung hat Professor Bernhard Krüger in Freiburg im Breisgau geliefert. Er hat in einem Zeitraum von zehn Jahren in der Frauenklinik der Freiburger Universität 6004 Frauen im Dämmerichlaf entbunden, und vier Fünftel dieser Entbindungen sind schmerzlos verlaufen.

In der „Neuen Generation“ (Herausgegeben von Dr. Helene Stöcker) berichtet Mary Sumner-Vogel über diese hervorragende Erfindung, die für die Frauen eine unsägliche Erleichterung, die Vinderung großer Schmerzen bedeutet. Die Geburtszange wird fast vollständig überflüssig und, was außerordentlich wichtig ist, die Erholung der Frau von der Geburt geht bedeutend rascher vor sich.

Durch Einspritzungen mit einem Medikament, dem Scopolamin, werden die gefährlichen Frauen in einen leichten Schlaf versetzt, in dem sie den Schmerz nicht empfinden, obwohl die Muskelanstrengungen, die Wehen, mit voller Kraft andauern. Natürlich erfordert die Geburt im Dämmerichlaf die konzentrierteste Aufmerksamkeit des Arztes. Es müssen mehrere Einspritzungen gegeben werden, und die Dosis darf weder zu groß sein, da sie Bewußtlosigkeit und Aussetzen der Wehen zur Folge haben kann, noch darf sie zu gering bemessen werden, da sie dann ihren Zweck, die Unempfindlichkeit gegen Schmerzen nicht erreicht. Von Zeit zu Zeit vorgenommene Gedächtnisprüfungen bei der Patientin sind die einzige Möglichkeit, die Wirkungen des Mittels festzustellen.

Bisher sind Entbindungen im Dämmerichlaf nur in der Freiburger Klinik vorgenommen worden. Verhört sich die Methode — und die Erfahrungen berechtigen doch wohl zu dieser Erwartung — so wäre es zu wünschen, daß sie an allen Frauenkliniken eingeführt würde, sobald alle Frauen die Möglichkeit hätten, der Wohltat der schmerzlosen Entbindung teilhaftig zu werden.

**Gründung einer Mutterschaftskasse.** Da die Gründung von Mutterkassens durch den Staat noch nicht in Angriff genommen ist, so versuchen die Frauen selbst, derartige Einrichtungen zu schaffen, um vornehmlich zu wirken und zu wirken. In der hiesigen Mutterkassensicherung zu propagieren. Es hat der allgemeine Schwere: Die Frauenvereine in Wien eine gemeinnützige Mutterschaftskasse geschaffen. Diese wird erhalten durch Beiträge der einzelsenden Frauen und freiwillige Mitglieder und durch Spenden. Besonders gerügt dieser Anfang um den Staat und die Kommune an ihre Pflicht zu erinnern, die Mutterkassens zu übernehmen. — In St. Petersburg hat vielfach die private Gründung von Mutterschaftskassen dazu geführt, daß sie späterhin vom Staate übernommen wurden.

**Eingegangene Bücher und Zeitschriften.**

(Alle hier bezeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)  
 Die „Sozialistischen Monatshefte“, redigiert von Dr. F. Bloch, Administration Berlin W., Potsdamerstraße 121 H, die bekanntlich alle 14 Tage erscheinen, haben soeben das 14. Heft ihres 20. Jahrgangs erscheinen lassen. Aus seinem Inhalt heben wir hervor: Robert Schmidt, M. d. R.: Rückblick auf die Münchener Gewerkschaftslehre. — Eduard Verstein, M. d. R.: Keine Stimmungslosigkeit! — Max Schippel: Chamberlain, Machterertum und Imperialismus. — Dr. Ludwig Quessel, M. d. R.: Serbia erredenta. — Paul Kampffmeier: Zum Massenstreikproblem. — Hermann Mattutat, M. d. R.: Heimarbeitelend und soziale Gesetzgebung. — Dr. Herbert Kühmert: Sozialistenvereine an englischen und amerikanischen Universitäten. — Felix Linke: Das Verkehrsweisen auf der Weltwundausstellung 1914. — Politik von Dr. L. Quessel. — Staatssozialismus von E. Fischer. — Frauenbewegung von Wallis Zepler. — Rechtswissenschaft von Dr. L. Quessel. — Dichtkunst von M. Hochdorf. — Kunstgewerbe von P. Westheim.  
 Der Preis des Heftes beträgt 50 Pfg., pro Quartal (6-7 Hefte) 3 Mk. Zu beziehen durch jede Buchhandlung, auf jeder Postanstalt, bei allen Kolporturen, in den Kiosken, sowie direkt vom Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Potsdamerstraße 121 H, Berlin W. 35. Zusendung unter Kreuzband oder in geschlossenem Kuvert. Probehefte stehen auf Verlangen jederzeit kostenfrei zur Verfügung.

**Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.**

Dr. 53. Karlsruhe, Freitag den 17. Juli 1914. 34. Jahrgang.

**Der Methodist.**

Sumoreste aus dem Schulleben.  
 Von Ferdinand Madlinger.

Auf dem geräumigen Hofe des Realgymnasiums einer süddeutschen Großstadt tummelte sich die ausgelassene Schulschule. Es war Rehmuh-Pause. Die Schüler der oberen Klasse standen in dichten Gruppen beisammen, verkehrten tiefinnig ihr Frühstück und besprachen die Schwierigkeiten eines Lateinstils oder eine Mathematik-Aufgabe. Die jüngeren sollten lärmend umher, mit vollgestopften Waden faulen, bogten, rauchten sich auf dem sandbestreuten Schulhof, daß der Staub in gelblichen Wolken davondirbelte.

Fritz Vensinger, der neue Volontär, führte die Aufsicht. Er kam frisch aus der Staatsprüfung und hatte vom Schulbetrieb mit seinem Ernst noch wenig Ahnung. Wohlhabender Familie entstammend, wollte er eigentlich Medizin oder Rechtswissenschaft studieren; die Ueberfüllung dieser Berufe aber drängte ihn zur Philologie. Auch da sah er längst nicht mehr rosig aus. Man war heidenfroh und dankte seinem Schöpfer auf den Knien, wenn man gleich bei einer großstädtischen Anstalt unterkam, anstatt sich jahrelang auf dem platten Lande zu mopfen. Vensinger fühlte sich am Realgymnasium herzlich wohl, und wenn der Chef ihm gut wollte, konnte er hier auf dauernde Beschäftigung rechnen. Darum hieß es, bei dem gestrengen Herrn Eindruck schinden, hieß Vireiter zeigen.

Gemeffenen Schrittes, hieß Hände auf dem Rücken, schlenderte der Volontär an dem Eisengitter auf und ab, das den Schulhof von der Straße trennte. Der in der Sonne glühende feine Staub, den die Hunderte von scharenden Knaben aufwühlten, stieg heizend in seine Nase und benahm ihm den Atem. Er zückte ein silbernes Zigarettenetui und entnahm ihm einen anregenden Duftstengel, den er mit einem selbsttätigen Benzinf Feuerzeug in Brand setzte.

Arglos quirlte er den blauen Rauch in die Luft und bedachte nicht, daß solches Tun von höherem Gesichtspunkt aus unpädagogisch, als der Würde des Lehrers abträglich erscheinend konnte. Noch weniger bedachte er, daß der gefährdete Chef vom Karzerzimmer aus durch einen abgetragenen Fleck an der mit Lackfarbe bestrichenen Fensterleiste den ganzen Schulhof überblicken konnte, während er selbst unsichtbar blieb.

Von dieser günstigen Gelegenheit machte der alte Graukopf jeweils Gebrauch, wenn er sich über die Pflichttreue des auffichtführenden Lehrers vergewissern wollte. Der Volontär erdraf nicht wenig, als ihm nach dem Räuten der Schuldienereinen Briefumschlag einhändigte, der eine Ladung ins Direktionszimmer enthielt.

Das machte der Chef nie anders. Er verkehrte mit seinen Kerls nur schriftlich und nur in dienstlicher Angelegenheiten. Das schien ihm das beste Mittel, vor ihnen den himmelweiten Unterschied zwischen einem Direktor und einem gewöhnlichen Schulmeister fühlbar zu machen.

Die Lehrerschaft lebte mit ihrem Direktor wie Hund und Lade. Dieser an Mittelschulen keineswegs seltene Friesenzustand rührte daher, daß der verdorrte Philologe seinen unterstellten Lehrern in alles hineinreden wollte, selbst in die neupraxischen und mathematischen Fächer, wovon er nach Ansicht des Kollegiums nicht den geringsten Kunst hatte.

Noch ein schlimmerer Mangel lastete ihm an, den ihm die Kollegen nicht verziehen: Er war „ein Preuß“. Die Staatsregierung liebte die Gepflogenheit, von Zeit zu Zeit hinüberzureisen über die Mainlinie und vom aroben

Bruder im Norden tüchtige Lehrkräfte zu entleihen, die zur Leitung einer Anstalt taugten.

Vergebens legte der gesamte Lehrerstand in Versammlungen und Vereinsblättern schärfste Verwahrung ein gegen diese Einfuhr „pädagogischer Nordlichter“, wie man die Herren spottweise nannte. Vergebens wurde darauf hingewiesen, daß im Süden mindestens ebenso tüchtige Schullehrer wüchsen, und daß man überhaupt, Gott sei Dank, eine viel ältere Zivilisation habe als Preußen, das erst tausend Jahre später von der Kultur beleckt worden sei. Die Regierung legte nach wie vor ihren süddeutschen Lehrern preussische Direktoren vor die Nase.

Wangen Herzens trat Vensinger den Gang zu seinem Chef an. Er besaß noch nicht jene gänzliche Abgestumptheit gegen Gunst oder Ungunst seiner Vorgesetzten, jenseiherbedende und manchmal notwendige Gefühl aboluter Würdigkeit, ohne das ein selbstbewußter Schulmann kaum je zum reinen Genuß des Daseins gelangt. Er nahm die Macht des Alten furchtbar ernst, und mit Recht. In seiner Hand lag das Urteil über Vensingers dienstliche Fähigkeit, die Entscheidung, ob der Volontär im Herbst an der Schule bleiben durfte oder nicht.

Vor der Tür des „Allerheiligsten“ — so hieß das Direktionszimmer im Munde der Lehrer — blieb Vensinger schwer atmend stehen, musterte seinen Anzug, sah an den Bügelfalten hinab und wuschte mit dem Taschentuch den Staub von den braunen Schuhen. Dann zog er den Taschenspiegel herbor, zapfte die Binde zurecht, und strich mit dem Schnurrbartbürstchen über die Frisur mit dem scharf gezogenen Scheitel.

Der graubärtige Direktor saß mit krummem Rücken am Schreibtisch, in einem Berg von Büchern und Papieren vergraben und kimmerte sich vorderhand nicht um den Eingetretenen, der sich ächzend an der Tür stehen blieb. Erst nach geraumer Zeit drehte er sich langsam um, warf einen forschenden Blick über den Rand der Brille nach dem jungen Manne und begann in dienstlichem Tone: „Ich habe gemerkt, daß Sie in der Pause rauchten. Ich mache Sie aufmerksam, daß ich das an meiner Anstalt nicht dulde.“

In der höflichsten Weise verteidigte sich Vensinger. Er müsse ein Irrtum vorliegen. Er habe noch nie im Schulgebäude geraucht, höchstens manchmal im Hof, und das könne doch niemand belästigen.

Ein bißiges Rächeln huldete über das lederfarbene Gesicht des Alten. Aus seiner Stimme schwand alle Güte: „Eben das meine ich, auf dem Hof. Es wird bei mir überhaupt nicht geraucht. Die Pausen dienen zur Erholung der Schüler: da soll ihnen nicht die Luft verpestet werden. Außerdem haben Sie Ihren Schülern ein Beispiel der Enthaltsamkeit zu geben, nicht der Verschwendung.“

Die Luft verpesteten bei dem Staub im Hof! dachte Vensinger ärgerlich. Doch gewaltig hielt er an sich und schluckte seine Entgegnung hinunter. Er schadet sich nur selbst, wenn er die Majestät des Direktors verletzete und in Ungnade fiel. Der Alte ließ ihm auch gar keine Zeit zur Widerrede.

„Ich werde mir nächstens Ihren französischen Unterricht ansehen. Wie Sie wissen, lege ich besonderen Wert auf die Methode, und muß Sie bitten, sich mit den an der Anstalt gültigen methodischen Grundrissen, wie sie im Protokollbuch niedergelegt sind, aufs genaueste vertraut zu machen. Von einem Lehrer meiner Anstalt verlange ich, daß er ein pädagogischer Künstler sei, kein bloßer Handwerker, und es wird vom Verlauf der Probeunde abhängen, ob ich Ihre dauernde Verwendung an der Schule befürworten kann oder nicht.“

Mit diesen hastig und scharf hervorgeflossenen Worten reichte er dem Künzling ein dickes Buch, eine Art Kontobuch,

das dieser mit einer korrekten Verbeugung in Empfang nahm. Hierauf empfahl er sich.

Im Beherzammer erregte der Volontär ein fürchterliches Hallo, als er mit dem schweren Schweinslederbuch unterm Arm hereinkam. „Ah, sieh da, da kommt das Buch der Weisheit“, spottete ein älterer, sonst schweigsamer Mathematiker, indes er eine belegte Semmel zwischen die Zähne steckte. Versinger erfuhr aus dem Munde der Kollegen, was er da in Händen hielt, sei das hochheiligste Heiligum, allen ungeweihten Blicken verschlossen, nur den siebenmal im Jordan Gewaschenen zugänglich. Das Buch enthalte nicht nur den Stein der Weisen, das Bier: d des Zirkels, das Perpetuum mobile, den Weg zum Nordpol; es sei außerdem das A und O aller wahren Pädagogik, der ausschließliche Weg zum Erfolg und überhaupt aller schulmeisterlichen Weisheit letzter Schluss.

Auch von der Entstehung dieses Wunderwerkes erzählten die Kollegen dem aufhorchenden Jüngling das Nötigste. Als der Chef an die Schule k. a. u. unterrichtete jeder Lehrer nach seiner Methode. Eine solche Ungleichmäßigkeit tat dem ordnungsliebenden Vrenken in der Seele weh, und er ließ zum norddeutschen Geschick im Ordnen, Anordnen, Verordnen freien Lauf. Er legte zahllose Konferenzen an, bald über sprachlichen, bald über mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht. Dabei zeigte sich alsbald, daß der heringeschneite Musterpädagoge alles Heil in der Methode sah.

Die Methode war das erste und letzte Wort in seinem Munde. An sie glaubte er, auf sie schwor er. Mit der Methode vermaß er sich, Berge zu versetzen, fünf grad und Töpel zu Gemick zu machen. Es währte nicht lange, bis ihn die Lehrer den „Methodisten“ taufeten. Wohl sprachen die älteren Herrern auf diesen Konferenzen ihre abweichende Meinung rückhaltlos aus. Doch es gab auch andere, die sich beim Chef lieb kind machen wollten und entsand an seinen Lippen hingen, den Worten seines Mundes wie einer Offenbarung lauschend. Diese Quertreiber lähnten die Stöckkraft des Widerstandes gegen die Neuerungen des Chefs.

Die diensttrauen Professoren ließen sich zwar nichts aufzwingen. Sie bewiesen dem Direktor, daß sie bezüglich der Methode keiner Belehrung bedurften. Aber was hoff das? Zuletzt mußten sie ihm unterliegen, denn in einer Hinsicht war ihnen der „Breuß“ weit über — in der Zungenfertigkeit! Er quasselte seine Gegner einfach zu Tode, erbrühte sie mit Behauptungen, kehrte das Unterste zu oberst und wurde nicht müde, die abgetanzten Einwände immer von neuem aufzustellen. Gegen sein beredtes Mundwerk konnten die langsameren Süddeutschen mit ihrer schwerfälligen Gedankenaussprache unmöglich aufkommen. Sie empfanden das selbst, und so blieb des Direktors Ansicht bei allen Konferenzen siegreich und wurde zur dauernden Festlegung ins Protokollbuch eingetragen.

Das hinderte die Professoren keineswegs, ihren alten Stiefel weiter zu unterrichten. Die Schöntuer dagegen, die es beglückte, wenn das Auge des Chefs mit Wohlgefallen auf ihnen ruhte, die taten so, als wären sie nunmehr von der Planlosigkeit ihres bisherigen Unterrichts felsenfest überzeugt. Und sie lernten mit heissem Eifer die Regeln und pädagogischen Vorschriften des Herrn Direktors auswendig.

Vensinger, dem armen Anfänger, blieb keine andere Wahl, als sich ebenfalls unter den Willen des Mächtigen zu beugen. Im Schweife seines Angesichts schleifte er den weisheitschweren Band nach Hause. Er wollte seine ganze Kraft daransetzen, ein pädagogischer Künstler zu werden und an der Schule zu bleiben. Mit Todesberachtung machte er sich an die Arbeit.

Die Konferenzbeschlüsse waren zum größten Teil vom Direktor selbst in das Buch eingetragen, mit einer engen, haarfeinen, unangenehmen Gelehrtenhandschrift. Was war da nicht alles geordnet, geregelt, vorgegeschrieben! Kein Gebiet des Schulwesens blieb unberührt. Die Bestimmungen über die Einheitslichkeit erstreckten sich bis auf die Farbe für die Umschläge der Schülerhefte, auf die Zahl der Linien, auf Rückblätter und Modieroummi,

Sogar über die Ohreifeigen hatte der gründliche Seminarvorstand Vorschriften erlassen. Er wies auf das Verbot ferplicher Bücktigungen hin. Sehe man sich ausnahmsweise veranlaßt, auf einen Schüler „pädagogisch einzuwirken“, so solle der Badenstreich beileibe nicht mit der hohlen Hand, nicht klatschend, sondern mehr mit den Fingern, ge-wissermaßen streichelnd verabsolgt werden.

Es war eine saure Arbeit für den Volontär, sich durch den Buis von Vorschriften durchzuzudringen. Um so mehr, als er mit jedem Schritt in seinem Glauben an das Allein-seligmachende der direktorialen Methode wankender wurde. Es wollte ihm scheinen, daß sich bei vielen Vorschriften das Gegenteil ebenlogut begründen und vertreten ließ. Die Kunst des Unterrichtens hat nämlich merkwürdige Eigenschaften, wodurch sie sich von anderen Künsten wesentlich unterscheidet. Schon ihr oberster Grundsatz lautet: Man kann es auch anders machen! Viele Regeln für das Lehrverfahren, die in der Theorie vollständig festzutrunden und unumstößlich dastehen, erkennt man bei der Anwendung als unausführbar und sogar schädlich. Umgekehrt läßt sich die in Wirklichkeit geübte Lehrmethode sehr oft durch feinerer Theorie stützen. Da soll sich einer auskennen!

Der Laie stellt sich das Schulmeistern gemeinhin viel zu einfach vor. Er denkt, man braucht bloß hinzugehen, sein Buch aufzuschlagen und loszulegen. Er weiß nicht, daß beim Lehrverfahren ein genau vorgeschriebener, ziemlich verwidelter Gang einzubalten ist. Er weiß nicht, daß man einem Jungen nicht einfach sagen darf, le beuf beßt der Dohse und la vache die Kuh. Zu diesem Gipfel der Weisheit darf der Junge auf Grund sorgfältiger, erkenntnis-theoretischer Erwägungen nur ganz allmählich hinaufgeführt werden, in fünf Absätzen, die ein berühmter Schulmann so bezeichnet hat: 1. Vorbereitung, 2. Darbietung, 3. Verknüpfung, 4. Zusammenfassung, 5. Anwendung. Jeder Unterricht, der diese fünf „-ungs“ unberücksichtigt läßt, kann keinen Anspruch darauf erheben, wissenschaftlich zu heißen.

Salbe Nächte lang büffelte Vensinger in dem dicken Buch, machte Auszüge und Anmerkungen über alle Einzelheiten, wiederholte das Gelesene, übte es in der Klasse praktisch ein, bis endlich der Tag erschien, wo er dem Alten seine Schule vorreiten sollte.

Das Herz schlug ihm vor Bangigkeit bis in den Hals hinauf, als die Glode den Beginn der Stunde anzeigte. Der Alte verließ das Allerheiligste, schnuppte einige Minuten auf den Gängen herum, ob auch alle Lehrer pünktlich angingen, und betrat dann ohne anzuklopfen Vensingers Klasse. Die Jungen schnellten empor. Flugs eilte der Volontär zum Katheder, um einen Stuhl zu holen, den der Chef indessen mit einer geringfügigen Handbewegung ablehnte. Während nun Vensinger anfang, zu unterrichten, lief der Alte an den Wänden entlang, starre Bilder und Karten an, tat überhaupt, als hörte er gar nicht zu. Erst nach und nach begann er aufmerksamer zu lauschen; er suchte manchmal krampfhaft mit den Achseln, lächelte giftig, frigelte in sein Notizbuch, schüttelte mißbilligend den Kopf und stampfte auf den Boden. Nachdem dies eine Viertelstunde so gebauert hatte, entfernte er sich wortlos. Nach all diesen sonderbaren Ausdrücken der Gemütsbewegung erwartete Vensinger keine gute Kritik. Die Schüler hatten zwar nicht schlecht geantwortet und er selbst hatte streng die im Protokollbuch vorgeschriebene Methode eingehalten. Jrgend etwas mußte er jedoch versiebt haben. Tage ängstlicher Erwartung, aufreibender Spannung vergingen, bis Vensinger wieder zum Direktor befohlen wurde. Kalt und herzlos kam aus seinem sachlichen Munde so Lob wie Tadel. Der Volontär beherrschte den Stoff, besaß eine gute, klangvolle Stimme und eine deutliche Aussprache. Die Haltung ließ zu wünschen übrig. Der Lehrer darf nicht die Hand auf den Hüften legen, er soll sie hängen lassen. Er darf auch nicht zwischen die Bankreihen hineingehen, sondern er muß immer vorn stehen bleiben. Das Schlimmste war, daß der Volontär neues, braunes Schuhwerk trug, das durch sein Knirschen in nicht wieder gut zu machender Weise die Aufmerksamkeit der Schüler ablenkte.

„Was nun Ihre Methode betrifft“, fuhr der Chef fort, „so haben Sie vor Durchführung des Reifeitids den Inhalt

vorerzählt. Das ist meines Erachtens ein pädagogischer Fehler, ein großer Fehler! Sie brauchen keine vorausgreifenden Einleitungen, keine vorausgeschickten Inhaltsangaben zu machen. Was aus dem Text herausgelesen werden kann, soll man nicht an ihn heranbringen. Verstehen Sie?“

„Ehr wohl, Herr Direktor“, antwortete der junge Mann bescheiden. „Doch gestatten Sie mir die Bemerkung, daß ich diese Einleitung nicht aus Unkenntnis gab, sondern absichtlich, um mich getreu an eine Vorschrift des Protokollbuchs zu halten.“

„Ah, nu ja,“ antwortete der Alte wegwerfend, „das Protokollbuch enthält viele veraltete Vorschriften, die unter meinen Herren Vorgängern hineingekommen sind, die aber für unsere modernen Pädagogen nicht mehr zu gelten brauchen.“ Verzeigung, Herr Direktor, die betreffende Anweisung ist nicht alt. Sie stammt erst aus dem vorigen Jahre aus einer Konferenz, die der Herr Direktor selbst abhielten.“

„Wirklich, na, dann ist es sicher ein Versehen des Protokollführers, eine ungenaue oder unverständene Fassung meiner Gedanken. Denn das werden Sie doch begreifen, daß die Vornahme des Inhalts das Interesse der Schüler am Reifeitoff lähmte. Die Jungen müssen sich doch bei der Rektüre langweilen, wenn sie schon wissen, was kommt. Es ist also ein blanter Unsinn und gänzlich unmethodisch. Ohne Zweifel liegt hier ein Irrtum des Protokollführenden Herrn vor, der meine Ansicht schief aufgefaßt und falsch gebudt hat.“

„Ich bitte nochmals um Entschuldigung, Herr Direktor, ich glaube mich bestimmt zu erinnern, daß die betreffende Anweisung vom Herrn Direktor selbst eingetragen ist. Die Stelle fängt so an: eine Hauptregel ist, die Schüler unmittelbar vor der Durchführung des Reifeitoffs in den Gedankenkreis zu versetzen, dem das Stück angehört. Dies geschieht am besten durch einen kurzen Ueberblick über den Inhalt.“

Dem Chef schoß jählings das Blut in den Kopf. Er fuhr auf, ließ seine Angäpfel wild herumrollen und schlug mit zorniger Faust die raschelnden Blätter des dicken Buches um. Er konnte die Stelle nicht finden, Vensingers Hilfe wies er barsch ab. Zum Glück lautete es in demselben Augenblick zum Beginn des Unterrichts. Der Chef hieß den Volontär in seine Klasse gehen mit dem Bemerken, er werde später auf die Sache zurückkommen. Das ganze Konferenzzimmer hallte wider mit dem schadenfrohen Gelächter der Lehrer, als sie aus Vensingers Mund vernahmen, wie er den Direktor mit seiner Methodenreiterei aus dem Sattel geworfen hatte. Eine solche Lapserheit hätte man dem grasgrünen Fuchs nicht zugetraut. Die am lautesten lachten und den Volontär zu der gelungenen Abfuhr beglückwünschten, das waren die geheimen Spitzel, die hinterher dem Alten alles zutrug.

Der Volontär Fritz Vensinger fand keine dauernde Verwendung an der Anstalt. Im Herbst kam er „in die Verbannung“ an eine fogenannte Gedächtnis- in einem öden Landstädtchen des gottverlassenen Hinterlandes.

### Klimatische Einflüsse und ihre Wirkung auf den Menschen.

(Vortrag in der Stuttgarter Ausstellung für Gesundheitspflege.) Ueber dieses hochwichtige Thema sprach am Dienstag abend der Direktor des Hygienischen Instituts der Universität Tübingen, Professor Dr. Wolf, vor einer zahlreichen Zuhörerschaft im Vortragsgelände der Stuttgarter Ausstellung für Gesundheitspflege. Der Redner führte ungefähr folgendes aus:

Der Mensch ist das einzige Lebewesen, das auf der Erde überall angetroffen wird. Er verdamt diese Ausbreitung in erster Linie den beiden Waffen, die er sich im Kampf ums Dasein bereitet hat: Wohnung und Kleidung. Beide können zwar eine große Reihe von Gefahren beseitigen, die dem Menschen den Aufenthalt in vielen Gebieten der Erde verbieten. Es bleiben aber außerdem noch eine Anzahl von Einflüssen bestehen, denen er sich nicht zu entziehen vermag. Die Summe aller Einflüsse, die an einem Ort auf den Menschen und seine Gesundheit wirken, nennen wir Klima. Die verschiedenen Orte weichen in

ihrem Klima voneinander ab. Der menschliche Körper muß, wenn er sich an einen anderen Ort begibt, gewisse Veränderungen durchmachen, ehe er eingewöhnt ist. Sind die Veränderungen bis zu dem Ende durchgeführt, daß er an dem neuen Ort gesund bleibt, daß er ebenso leben kann, wie an allen Orten, und daß er seine körperlichen und geistigen Fähigkeiten auf seine Nachkommen vererbt, so ist er akklimatisiert.

Wie die Akklimatisation vor sich geht, welche Einflüsse dabei mitwirken und welche Gefahren dem Menschen drohen, ist deshalb zu wissen ersprießlich, weil bei der Beschwindigkeit der Beförderungsmittel der Mensch heute oft in sehr kurzer Zeit — mit dem Flugzeug in Zeiträumen, die nach Minuten zu bemessen sind — an Orte mit ganz anderem Klima gelangt.

Der Vortragende besprach zunächst die verschiedenen Klimaregionen der Erde, das Tropen-, Polar- und gemäßigte Klima, sowie die allen dreien gemeinsamen Land-, See- sowie Höhenklima. Er zeigte an der Hand von Tabellen und Kurven wie die meteorologischen Verhältnisse der verschiedenen Klimata von einander abweichen. Er hob vor allem hervor, daß die Schwermigkeit für die Europäer, sich in den Tropen zu akklimatisieren, in der gleichmäßigen feuchtwarmen Luft zu suchen sei. Ihre Temperaturen schwanken während des ganzen Jahres nur um etwa 10 Grad Celsius. Die Hauterben werden dadurch verwickelt, der Körper wird für Erkältungsstrahlen leichter empfänglich. Der Vortragende besprach sodann die Akklimatisation von Pflanzen. Stauden und Gräser gewöhnen sich im allgemeinen leichter in einem anderen Klima ein, als Holzpflanzen. Die dem tropischen Klima eigenen Palmen bringen schon im subtropischen Gebiet keine Früchte hervor. Coniferen und Kernobstbäume gedeihen nicht in den Tropen. Pflanzen sind demnach an ganz bestimmte klimatische Verhältnisse gebunden.

Für die Tiere ist der Uebergang aus dem wärmeren zum kälteren Klima leichter, als umgekehrt. Löwen und Tiger sind in den zoologischen Gärten des gemäßigten Klimas leicht forzuzüchten, Eisbären aber sehr schwer.

Uebergehend zum Menschen ist für uns die Hauptfrage, ob der Deutsche sich in den Tropen akklimatisieren kann. Da sind von vornherein alle Gebiete ausgeschlossen, in denen Gelbfieber und Malaria herrscht. Es scheint aber in den davon freien Gegenden frohlich, ob vollkommene oder nur relative Akklimatisation möglich ist, d. h. ob der Deutsche sich ohne Schaden zu nehmen, einige Jahre in den Tropen aufhalten kann, wenn er in bestimmten Zeiträumen zur Erholung die Heimat aufsucht. Grundbedingung für das Gelingen dieser relativen Akklimatisation ist richtige Auswahl derolonisten. Nur gesunde, von neuralgischer Anlage freie Personen haben hierzu Aussicht. Wenn vollkommene Akklimatisation möglich ist, so ist es fraglich, ob unter Einfluß des Klimas aus dem alten Volkstamm nicht eine neue Rasse entsteht, die mit den Angehörigen des Mutterlandes wenig mehr gemein hat.

Der Vortragende schloß, daß es Pflicht jedes Kolonisten ist, die Eigenart des Volkstamms sich zu erhalten und der Entstehung der Mischlingsbevölkerung, die für die Eingewanderten in hohem Maße gefährlich ist, entgegenzuwirken.

### Sein Maßstab.

Graf Küpel Talmischneid, ein schlesischer Magnat, ist weithin bekannt als Soldatenarr, der weder einen Beamten, noch einen Knecht oder Arbeiter auf seinen Gütern einstellt, der nicht ein gutes Militärzeugnis aufzuweisen hat.

Nun ist sein bisheriger Oberinspektor gestorben, und er sucht durch Zeitungsinsertate einen neuen. Unter den Bewerbingschreibern gefällt ihm besonders das eines älteren Herrn, der auch vorzügliche Zeugnisse beigefügt hat und la Referenzen angibt. Er beordert ihn telegraphisch zur persönlichen Vorstellung für eine bestimmte Stunde. Pünktlich erscheint der Herr und macht sogleich bei der ersten Begegnung auf den Grafen einen sehr günstigen Eindruck, den er durch die im Gespräch entwickelten, reichen Kenntnisse und Erfahrungen noch verstärkt.

Ueber die Engagementsbedingungen sind sie bald einig. Da fragt der Graf zu guter Letzt:

„Welchen Rang haben Sie beim Militär erreicht?“

„Ich bin gar nicht Soldat gewesen,“ erwidert der neue Herr. Eine volle Minute lang ist der Graf sprachlos. Er hatte hinter dem kavaliermäßigen Auftreten des Bewerbers sofort den Reserveoffizier zu erkennen geglaubt und außerdem natürlich von vornherein angenommen, daß nur Offiziere d. R. oder a. D. es wagen würden, sich um den obersten Beamtenposten bei ihm zu bewerben.